

Peter Bichsel
Des Schweizers
Schweiz

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2769

»Ich bin Schweizer. Wenn ich meiner Mutter sage: ›Ich gehe nach Deutschland‹ oder ›Ich gehe nach Frankreich‹ oder ›Ich gehe nach Schweden‹, dann sagt sie: ›Du gehst also ins Ausland.‹ Für die Schweizer gibt es zwei Welten: das Inland und das Ausland.« Neben seinen poetischen Texten hat Peter Bichsel schon immer von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, zu schweizerischen Verhältnissen und Themen Stellung zu nehmen. Peter Bichsels 1967 geschriebener Text *Des Schweizers Schweiz* ist berühmt und von steter Aktualität. Er wurde für diese Taschenbuchausgabe um die Reden und Aufsätze *Sitzen als Pflicht*, *Dem Bestehenden Schwierigkeiten machen*, *Der Virus Reichtum*, *Die Armee ist tödlich* und die *Notizen zur Misere* ergänzt. Peter Bichsel liebt den konstruktiven Streit, haßt jeden geistigen und gesellschaftlichen Stillstand.

Das Motto des streitbaren Intellektuellen Peter Bichsel, der auch als solcher immer ein Poet bleibt, könnte der Schlußsatz des Titelessays sein: »Eine Demokratie ohne Diskussion wäre museal. Der innere Feind der Schweiz heißt pervertierter Bürgersinn. Die Igelstellung – eingewickelt und die Stacheln nach außen – ist zum Sinnbild unserer Unabhängigkeit geworden. Aber auch ein Igel muß sich zur Nahrungsaufnahme entrollen.«

Peter Bichsel
Des Schweizers Schweiz
Aufsätze

Suhrkamp

9. Auflage 2025

Erste Auflage 1997

suhrkamp taschenbuch 2769

© 1997, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen

von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-39269-0

Suhrkamp Verlag AG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Inhalt

Des Schweizers Schweiz

7

Sitzen als Pflicht

29

Dem Bestehenden Schwierigkeiten machen

43

Der Virus Reichtum

55

Die Armee ist tödlich

79

Notizen zur Misere

93

Des Schweizers Schweiz

Ich bin Schweizer.

Wenn ich meiner Mutter sage: »Ich gehe nach Deutschland« oder »Ich gehe nach Frankreich« oder »Ich gehe nach Schweden«, dann sagt sie: »Du gehst also ins Ausland.«

Für die Schweizer gibt es zwei Welten: das Inland und das Ausland. Wenn ich ins Ausland gehe, sagt meine Mutter: »Paß auf, daß dir nichts gestohlen wird, gib deinen Koffer nicht aus der Hand.« Schweizer tragen im Ausland ihr Geld in Beuteln unter dem Hemd oder eingenäht in die Unterwäsche.

Für uns hat das Wort Ausland immer noch den Klang von Elend.

Wenn ich dort sage: »Ich bin Schweizer«, erwarte ich etwas, einen Ausruf des Erstaunens, Überraschung, Hochachtung oder wenigstens Freundlichkeit.

Während meines Berlinaufenthaltes passierte ich oft den Grenzübergang zwischen West- und Ost-Berlin. Man hat dort das Gefühl, das man sich an andern Grenzen immer wieder abringen möchte: das Gefühl, in eine andere Welt zu kommen, man empfindet Angst, man geht ins Unbekannte.

Mir fiel auf, daß ich an diesem Übergang immer viele Schweizer sah. Ich sprach nicht mit ihnen, und sie sprachen nicht, und ich wußte doch, daß es Schwei-

zer sind. Woran ich sie erkannte, wurde mir vorerst nicht bewußt. Es schien mir ganz einfach selbstverständlich. Andere Nationalitäten ließen sich jedenfalls weniger deutlich unterscheiden. Ein nächstes Mal achtete ich genau darauf, woran ich sie erkenne, und ich konnte die Richtigkeit meiner Beobachtung an mir selbst nachprüfen.

Andere Nationalitäten nehmen ihren Paß erst vor dem Beamten aus der Tasche oder tragen ihn irgendwie und unauffällig in der Hand; die Schweizer aber tragen ihren Paß gut sichtbar, ihren roten Paß mit dem weißen Kreuz. Er soll sie schützen, und die Tatsache, daß sie Schweizer sind, soll die Gefahr abwenden, soll ihnen Vorteile bringen; sogar hier bei ostdeutschen Volkspolizisten, die sie nicht zu ihren Freunden zählen. Ich bin Schweizer. Das hat also mehr zu bedeuten als einfach die Antwort auf die Frage: »Woher kommen Sie?«

Darin soll der andere bereits persönliche Qualifikationen erkennen, wie in der Antwort: »Ich bin Leichtathlet« oder »Ich bin Boxer« oder »Ich bin Physiker«.

Der Erfolg bleibt selten aus. Der andere reagiert wenigstens damit, daß er sagt: »Die Schweiz ist wunderschön.«

»Die Schweiz ist wunderschön.«

Wir fassen das nicht nur als Kompliment auf, wir sind selbst davon überzeugt. Wenn wir den Satz hören, denken wir nicht nur an Landschaftliches, son-

dern an ein Ganzes, und wenn schon an Landschaftliches, so erscheint uns auch diese Landschaft als Leistung.

Ein Lehrer hielt einen enthusiastischen Lichtbildervortrag über die Schweiz. In der Einleitung erzählte er, daß er einmal einem Freund aus Südfrankreich gesagt habe: »Südfrankreich ist schön«, und daß dieser geantwortet habe: »Nein, die Schweiz ist schön.« Seit jenem erschütternden Erlebnis verbringt der Lehrer seine Ferien nur noch in der Schweiz. So wenig braucht es, um einem Schweizer das zu bestätigen, was er bereits weiß.

»Die Schweiz ist schmutzig«, das ist nachweisbar falsch. Nachweisbar falsch sind für uns auch die Sätze: »Die Schweiz ist unfrei«, »Die Schweiz ist rückständig«, »Die Schweiz ist reaktionär«, weil wir davon überzeugt sind, daß der Begriff ›Schweiz‹ die Begriffe ›Freiheit‹ und ›Fortschritt‹ zum vornherein beinhalte.

Daß das Ansehen der Schweiz im Ausland gelitten habe, gilt bei uns als Phänomen. Wir ziehen daraus den Schluß, daß man den andern den Sonderfall Schweiz besser erklären müsse. Das Phänomen ist also sprachlicher Art, das heißt, die andern kennen die Wörter nicht mehr, mit denen man den Begriff Schweiz zu verbinden hat.

Jedenfalls steht oder fällt die Schweiz mit dem Ansehen, das sie genießt. Das wird für andere Länder nicht anders sein, überraschend ist nur, daß wir

trotzdem von unserer geistigen Unabhängigkeit, von unserem Sonderfall, von unserem trotzigen Eigensinn überzeugt sind.

Zum Bild der heutigen Schweiz gehört der Zweite Weltkrieg. Wer ihn nicht als Erwachsener erlebt hat, hat Mühe, eine politische Meinung zu vertreten. Wenn man in einer politischen Diskussion nach dem Jahrgang gefragt wird, dann aus diesem Grund. Der Krieg hat unser Selbstbewußtsein gestärkt. Daß wir verschont wurden, beweist sozusagen alles, was wir bewiesen haben wollen: die Kraft unserer Armee, unsere Redlichkeit, die Stärke des Staates, die Demokratie und die Gottgefälligkeit unseres Landes.

Wir Schweizer sind Antikommunisten. Deshalb bestärkt uns das Erlebnis des Krieges in unserem Antikommunismus. Daß der Krieg gegen die Faschisten geführt wurde, ist bedeutungslos geworden.

Wir sind überzeugt, daß es unser Verdienst ist, verschont worden zu sein: das Verdienst General Guisans und unser aller Verdienst, denn wir müssen mit unserem Verhalten, mit unserer Armee und mit der Schönheit unseres Landes Gott beeindruckt haben.

Die Schweiz war während des Krieges ein Paradies. Sie war die Zauberformel für die Verfolgten, das Gelobte Land. Auch unsere Landschaft bekam in den

Augen der Leidenden den Anstrich des Paradiesischen. Der Staat Schweiz und die Landschaft Schweiz bildeten für sie die Einheit, von der wir selbst überzeugt sind.

Weil die Einheit ›Schöne Schweiz – gute Schweiz – fortschrittliche Schweiz – humane Schweiz‹ selbstverständlich ist, fassen wir Kritik am einzelnen immer als Kritik am Ganzen auf. Eine Kritik beginnt bei uns deshalb mit einem umständlichen Bekenntnis zum Ganzen.

Der Generalstreik und der Sozialismus am Anfang des Jahrhunderts werden nach wie vor von den Leuten nicht als Kritik am einzelnen, sondern als staatsfeindlich interpretiert. Auch nachdem die Sozialistische Partei groß und brav geworden ist, wird niemand an einen Sozialisten denken, wenn er an einen Schweizer denkt. Dieses nicht ganz Stubenreinsein ist denn auch alles, was die Sozialisten an Opposition zu bieten haben.

Wir sind ein bürgerliches Land.

Man kann das auch positiv sagen: ein Land von Bürgern.

Der Schweizer glaubt, politisch interessiert zu sein. Er ist sogar ehrlich davon überzeugt, daß er sich selbst eine politische Meinung bildet, daß er uneinflußbar ist.

Doch die politische Auseinandersetzung neigt bei

uns zu Sentimentalisierungen. Die Fragen heißen nicht: Was ist falsch, was ist richtig? oder: Was dient der Sache, was dient ihr nicht?

Die Fragen heißen: Was ist anständig, was ist unanständig? Was ist moralisch, was ist unmoralisch? Und mit dieser Fragestellung wird dann auch der politische Gegner bekämpft. Die Opposition wird nicht einer Irrlehre oder eines Irrtums bezichtigt, sondern der Unanständigkeit.

Mit dem Satz: »Das gehört sich nicht« richtet man gegen sie mehr aus als mit Argumenten.

Wir sind das Land der Freiheit und mit Schiller und mit den Ausländern davon überzeugt, daß wir uns die Freiheit mit Revolutionen erkämpft hätten.

Das ist nicht wahr. Wir sind ganz und gar nicht das Land der Revolutionen und waren es nie.

Aber wir glauben daran, daß unsere Schweiz eine typische Schweiz sei, und fügen unserem Bild der Schweiz kritiklos alles Positive bei, was Ausländer von der Schweiz halten. Wir haben uns angewöhnt, die Schweiz mit den Augen unserer Touristen zu sehen. Ein Durchschnittsschweizer hält von der Schweiz genau dasselbe, was ein Durchschnittsengländer von der Schweiz hält.

Unsere Vorstellung von unserem Land ist ein ausländisches Produkt. Wir leben in der Legende, die man um uns gemacht hat.

Wir sind reaktionär.

Unsere geschichtliche Entwicklung ist eine ständige Reaktion auf das Ausland.

Rudolf von Habsburg war ein moderner Staatsmann. Die Waldstätter wollten es aber weiterhin so haben, wie es immer war. Der Aufstand der Waldstätter war nicht ein Aufstand gegen jahrelange Unterdrückung, sondern ein Aufstand gegen Neuerungen. Nicht Revolutionen, sondern Reaktionen prägten unser Land.

Wir sind mit unserer Zurückhaltung nicht schlecht gefahren; aber wir haben deswegen wohl ein schlechtes Gewissen. Aus diesem Grunde versuchen wir, in unserer Geschichte die Vorgänge immer wieder als revolutionär, als heldisch, als idealistisch darzustellen.

Wir glauben, daß die Urschweizer den Gedanken der Freiheit in die Welt gesetzt hätten. Daß das nicht so sein kann, läßt sich daran beweisen, daß sie bedenkenlos Untertanen beherrschten.

Sie haben sich gegen die Fremden gewehrt, das ist alles; und es beeindruckt mich, daß sie mit wenig Idealismus, vierschrötig und schwerfällig imstande waren, so etwas wie einen Staat zu bilden. Das scheint mir auch vorbildlich zu sein. Wir aber meinen, daß unsere idealisierte, pathetische, heldische Geschichte ein leuchtendes Vorbild für die Welt sei. Und die Welt nimmt uns das ab und glaubt an Blutzeugen der Freiheit.

Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß die alten Eidgenossen idealere Gestalten waren als mein Nachbar und ich.

Unser Land ist 120, vielleicht 150 Jahre alt. Alles andere ist Vorgeschichte und hat viel mit unseren Landesgrenzen und wenig mit unserem Land zu tun.

Das Wichtigste dieser Vorgeschichte ist das Erringen der Unabhängigkeit. Unabhängigkeit ist nicht Freiheit, es gibt unabhängige unfreie Länder.

Auf dieser Unabhängigkeit konnte aber der Staat gegründet werden; daß es ein freier Staat wurde, hat mit Tell sehr wenig, mit Winkelried fast nichts, aber sehr viel mit den Liberalen des frühen 19. Jahrhunderts zu tun. Ihnen habe ich meine persönlichen Freiheiten zu verdanken. Sie haben sie gegen Widerstände und Mehrheiten durchgesetzt. Sie wollten einen Staatsgedanken durchsetzen, nicht nur wirtschaftliche Interessen. Demokratie hieß für sie, gemeinsam einen Staat bilden, nicht gemeinsam persönliche Vorteile aus dem Staat herausholen.

Ihre Nachkommen würden die Leute von 1848 zu den Unanständigen zählen, denn die Liberalen waren die Opposition, die Neuerer, die »Linke«. Die Bundesverfassung ist ihr Werk.

Aber sie haben keine Nachkommen. Niemand beruft sich auf 1848. Man beruft sich nach wie vor auf den Geist von 1291. Wir halten uns nach wie vor an

Tell. Er verpflichtet uns fast zu nichts, nur zur Unabhängigkeit.

1848 würde uns zum Staat und zur Aufgeschlossenheit verpflichten.

Waffengerassel und Kraftprotzenthum unserer Vorgeschichte macht uns mehr Eindruck als die politische Leistung der Liberalen.

Vielleicht ist es so, daß immer noch viele Schweizer über 1848 nicht froh sind. Das überrascht nicht, denn 1848 waren viele sehr unglücklich darüber.

So ist denn der Schweizer auch überzeugt, daß nicht der Staat, sondern die Armee die Freiheit verteidige und garantiere. Das ist traurig; denn die Armee kann nur die Unabhängigkeit verteidigen. Freiheit ist eine politische Leistung; Unabhängigkeit ist zwar ihre Voraussetzung, aber kein bißchen mehr.

In der Geschichte, die ein Schüler vorgesetzt bekommt, ist fast nur von militärischen Leistungen die Rede; bestimmt der Einfachheit halber, denn das Militär vereinfacht alles; Politik ist zu kompliziert, also lassen wir sie.

Wir bleiben bei Tell und Winkelried und sorgen dafür, daß niemand zuviel von Munzinger und Stapfer hört.

Wir halten uns für nüchtern. Eine nüchterne Schweiz wäre mir lieb. Wenn unsere Armee eine nüchterne Angelegenheit wäre, könnte ich mich eher mit ihr anfreunden. Der Schweizer lernt aber seine Waffe nicht für den Notfall handhaben, sondern an und für sich. Wir halten unsere Armee nicht vor allem für notwendig, schon gar nicht für ein notwendiges Übel, sondern wir lieben sie. Sie ist unser Volksgut, unsere Folklore.

Nüchtern ist sie nicht, sie ist trunken vor Begeisterung. Wir sind überzeugt, daß sie eine erzieherisch wertvolle Organisation ist und daß sie in Friedenszeiten viel mehr Zwecke erfüllt als nur die Vorbereitung auf einen Notfall.

Durch die Rekrutenschule wird ein Schweizer zum Erwachsenen. Sie tue jedem gut, sagt man. Man merke es einem ein Leben lang an, wenn er keine gemacht habe. Die Rekrutenschule wird so zu einem siebzehnwöchigen Männlichkeits- und Reiferitual.

In vaterländischen Dingen belügen wir uns vielleicht auch deshalb so oft, weil wir gewohnt sind, Vaterländisches in der Sprache Schillers – Schriftdeutsch nennen wir sie – zu formulieren und nicht in unserer Mundart. Eine Übersetzung der großen Worte unserer Helden in unsere Mundart macht die Lüge offensichtlich.

Als sich der Solothurner Schultheiß Wengi vor die

Kanone stellte, um den Bürgerkrieg zu verhindern, soll er gesagt haben: »Wenn Bürgerblut fließen soll, fließe das meinige zuerst.«

Das heißt in unserer Sprache: »Höret uf!«

Das tönt denn auch wahrscheinlicher, einfacher und überzeugender. Der heutige Stadtmann von Solothurn würde nichts anderes sagen.

Zur Zeit des Mirageskandals erschien in den Zeitungen ein Bild der Kommission, die später ihren mutigen Bericht abgab.

Da standen einige Männer auf einem Flugplatz und schauten in die Höhe. An einen unter ihnen erinnere ich mich genau. Er trug einen schwarzen, breitrandigen Hut und lutschte an einem Stumpen. Sie sahen nicht auffällig gescheit aus. Es waren Nationalräte, und ich glaubte damals zu wissen, daß diese Kommission sich ohne Zweifel hinter die Militärs und den Bundesrat stellen werde. Ich ärgerte mich zum voraus. Ihr Bericht aber überraschte mich, und nachträglich machte mir jenes Bild Eindruck. Das Bild zeigt eine Schweiz, auf die ich ein wenig stolz bin: eine nicht sehr repräsentative Schweiz, aber eine, die funktioniert.

Ich lebe in diesem Land.

Es läßt sich in diesem Land leben.